

Dicke Bücher

Die Macht der Zeit und die Lust des Dauerns

Gastkommentar

von MANFRED SCHNEIDER

Man kann einen Roman lesen, man kann in einem Roman leben. Aber man kann in einem Roman bisweilen auch ertrinken. Die Zahl der Romane, deren Erzählströme mit breiten Flüssen oder gar Ozeanen wetteifern, hat in den letzten zehn Jahren zugenommen. In ein solches über mehr als 800 Seiten wogendes Buchstabenmeer taucht der Leser des 2015 preisgekrönten Romans «Die Erfindung der Roten Armee Fraktion durch einen manisch-depressiven Teenager im Sommer 1969». Bereits der Titel zeigt an, dass der Autor das Kurze und Kleine nicht schätzt.

Aber Frank Witzels Buch wird übertroffen von dem 1000 Seiten langen Roman «2666» des chilenischen Schriftstellers Roberto Bolaño oder von David Foster Wallaces «Infinite Jest» oder Thomas Pynchons «Against the Day», die über 1500 Seiten zählen. Wollte man Ranglisten aufstellen, dann kämen Péter Nádas' «Parallelgeschichten» mit 1700 Seiten ganz vorne an, allein noch überboten von dem allergewaltigsten Romanwerk der letzten fünfzig Jahre, nämlich «Zettels Traum» von Arno Schmidt. Daneben oder auch dahinter fliessen noch andere grosse Erzählströme wie Don DeLillos «Underworld», Jonathan Franzens «Freedom», Bora Cusićs «Die Tutoren» wie die endlose Serie autobiografischer Romane aus der «Feder» des norwegischen Autors Karl Ove Knausgård.

Literarische Masslosigkeit

Damit sind nur einige Beispiele für Erzählwerke genannt, die man einst als «Wälzer» bezeichnete. Ein solcher Wälzer war der 1689/90 erschienene Roman «Grossmüthiger Feldherr Arminius» des Diplomaten Daniel Casper von Lohenstein mit über 3000 Seiten. Damals schrieben Gelehrte Romane, und man weiss, dass die gerne in Tinte schwammen. Aber auch seit Dichter die Literatur in die Hände genommen haben, entstanden ehrgeizige Riesenwerke wie Emile Zolas knapp 10 000 Seiten umfassender Romanzyklus «Les Rougon-Macquart» oder Marcel Prousts «A la recherche du temps perdu», das acht Bände währende Erzählwerk von unerreichter Grösse. Im ersten Band seines autobiografischen Grosszyklus, «Sterben», erzählt Knausgård, wie nach der berausenden Lektüre Prousts der Wunsch zu schreiben an ihm nagte «wie eine Ratte». Sind nun alle Autoren, die solche Buchstabenmeere füllen, von Ratten genagt, oder was steckt hinter dieser über die Welt verbreiteten neuen literarischen Masslosigkeit?

«Dass Du nicht enden kannst, das macht dich gross», schrieb Goethe in einem seiner Hafis-Gedichte. Womöglich ist Selbstvergrößerungssucht eine der Triebkräfte für den Zug ins Monströse: die Ungeduld, der Unwille, auf die Kanonisierung und Denkmalwerdung durch die Nachwelt zu warten.

Aber vielleicht liegt die Erklärung eher in einer veränderten Rolle der Literatur selbst, die nicht allein Stücke aus dem Weltgetriebe ausschneidet und im Erzählen vergrössert, sondern die Dichter und Leser der blanken Erfahrung der Zeit aussetzt. Zwar sitzen wir auf immer höheren Bergen des Wissens, die uns in die Unendlichkeit der Raumzeit, in die subatomare Struktur der Materie und in das neuronale Geschehen unseres Gehirns blicken lassen, die uns immer längere Lebenszeiten, vielleicht sogar einmal Unsterblichkeit bescheren; dennoch wissen wir nicht, welche Pläne die Schöpfung einmal mit uns hatte. Nichts wissen wir endgültig, oder vielmehr: Unser gewiss massloses Wissen verschafft uns keine Gewissheit. Gegen die Ungewissheit greifen wir nach den Weltverbesserungsnarkosen der Technik und Lebenserleichterung, aber wir befragen nicht mehr die Künstler. Die Buchstabenmeere der langen Romane bieten keineswegs Ersatz für die Ungewissheit, sie flüstern uns keine Geheimnisse zu, sondern sie geben uns die Gewalt und Leere der Zeit zu spüren.

Vorher und danach

Einst hat die Literatur die Welt vernünftig geordnet, Gut und Böse geschieden und im Genuss des Schönen die Hoffnung auf eine bessere Welt genährt. Unsere literarische Hypermoderne hingegen setzt uns mit ihrem endlosen Erzählen allein der Erfahrung der Zeit aus. Alle Autoren, die wie Proust nur noch die Obsession des Schreibens ausleben und mit dem Ende des Romans ihr eigenes Leben ausgeleert haben, spüren die Zeit. Der Leser dieser lebenverzehrenden Romane tut gut daran, sich vor Beginn der Lektüre zu fotografieren und dieses Bild mit einer Aufnahme am Ende des Lesens zu vergleichen. Im Intervall zwischen dem Vorher und dem Danach wirkt die Zeitgewalt der Literatur.

Allerdings soll uns die Zeit nicht als glühendes Blei aufs Haupt tropfen, irgendetwas muss den Leser dazu treiben, in der langen Lesezeit auszuhalten. Und was ist das? Was treibt ihn ins Meer der Lettern? Was hält ihn Tage, Wochen, Monate in den Erzählströmen aus tausend Ereignissen, ohne Angst, darin zu ertrinken, während ihm doch, wie es vor vierhundert Jahren Robert Burton sagte, «die Augen vom Lesen und die Finger vom Umblättern schmerzen»? Er entzieht sich dem Wirbel der Veränderung und spürt unter den anflutenden Wörtern den Geschmack der Ewigkeit. Welche Beruhigung schenkt die verlässliche Stimme des Erzählers, auch wenn er mich durch alle Höllen der Welt schickt! Den Romanautoren, die ihr Leben in nicht enden wollenden Wörterketten vertun, verdanken wir eine letzte Chance, die Macht der Zeit und die Lust des Dauerns zu erfahren.

Manfred Schneider ist Professor emeritus für deutsche Literaturwissenschaft an der Ruhr-

Universität Bochum. 2013 ist bei Matthes & Seitz sein Buch «Transparenztraum» erschienen.